

DAS DREIMORENGESETZ UND DER EXPIRATORISCHE AKZENT

Dass *ᾠξύ* und *βαρύ* als Klangwirkung im Griechischen hoch und tief bedeutet, ist zweifellos. In der Ilias stehen diese Gegensätze schon nebeneinander (Hanschke, De acc. Graec. nom., Diss. Bonn 1914, S. 17). Il. XVIII 70 u. 71: *Τῷ δὲ βαρὺ στενάχοντι παρίστατο πότνια μήτηρ, ᾠξὺ δὲ κωκύσασα κόρη λάβει παιδὸς ἔηρος*. Von diesen Ausdrücken, die ihrer Grundbedeutung nach windschiefe Gegensätze sind, ist das Griechentum nicht wieder abgekommen. Plato (Philebus cap. 7) unterscheidet in der menschlichen Stimme drei Lagen: *ᾠξύ*, *βαρύ*, *δμότονον*, und ebenso urteilt Aristoteles (Poet. cap. 20: *ᾠξύτῃτι καὶ βαρύτῃτι καὶ τῷ μέσῳ*); es sind verschiedene Höhenlagen. Die beiden Verba *ἐπιτείνειν* und *ἀνείνειν*, welche die Grammatiker von der Behandlung einer Saite auf die Stimme übertragen, werden bei Aristoteles freilich nicht ausschliesslich von Höhe und Tiefe, sondern auch von Stärke und Schwäche des Klanges gebraucht. Physiogn. 806 b 26: *ἐπὶ δὲ τῆς φωνῆς ἡ μὲν βαρεῖα καὶ ἐπιτενωμένη ἀνδρείον, ἡ δὲ ᾠξεῖα καὶ ἀνειμένη δειλόν*. Im ganzen aber hat sich die junge griechische Sprachwissenschaft zweifellos auf die Beobachtung von Höhenunterschieden in der menschlichen Stimme gerichtet. Wenn in der immer zitierten Stelle Dionysius von Halikarnass de compos. verb. 11 innerhalb eines Wortes zwischen Hochton und Tiefton eine Quinte gehört hat, so darf das freilich nicht zu der Vorstellung führen, als sei die gewöhnliche griechische Rede eine Art Rezitativgesang gewesen. Der klassische Zeuge Aristoxenos (harm. 12, 3 M.) und im Anschluss an ihn Nicomachos Geras. (Encheir. I p. 3 M.) belehren uns darüber, dass im gewöhnlichen Redefluss überhaupt keine *διασνήματα* zu fassen seien. Trotzdem besteht zwischen Dionysius und Aristoxenos kein Widerspruch. Das jetzige Deutsch gibt ihnen beiden recht. Mache ich ein einzelnes Wort zum Beobachtungsobjekt, z. B. Hauptmann, so kann ich bei gutem Willen ein Quintenintervall heraushören; setze

ich dasselbe Wort in den Redefluss, so ist ein Intervall überhaupt kaum zu fassen. Wenn Plato (Kratylos 17) beobachtet, wie aus der Wortverbindung ($\acute{\epsilon}\tilde{\eta}\mu\alpha$) $\Delta\acute{\iota}$ $\phi\acute{\iota}\lambda\omicron\varsigma$ ein einzelnes Wort ($\acute{\omicron}\nu\omicron\mu\alpha$) dadurch entsteht, dass ein ι verloren geht und $\phi\acute{\iota}\lambda\omicron\varsigma$ seinen Hochtou ($\acute{\omicron}\xi\epsilon\acute{\iota}\alpha$) in einen Tieftou verwandelt: $\Delta\acute{\iota}$ $\phi\acute{\iota}\lambda\omicron\varsigma$, so kann ich mit derselben naiven Sprachwissenschaft denselben Vorgang im jetzigen Deutsch vollkommen nachmachen: dem Götte lieb wird zu Göttlieb. Bei uns fällt Hochtou und Starkton zusammen. Ein Mensch ohne besondere stimmliche Ausbildung kann es gar nicht anders machen (Schöll, act. soc. phil. Lips. VI, Leipzig 1876, S. 19). Warum sollte es bei den Griechen anders gewesen sein? Nur, weil ihre Beobachtung im wesentlichen sich auf die Höhenunterschiede richtete? Mehrere Forscher (Schöll, s. o.; Lugebil, Rh. Mus. 43; Kretschmar, Z. f. vgl. Spr. 30, 591 ff.) haben mit Spürsinn und Scharfsinn Angaben antiker Grammatiker zusammengestellt, die den Akzent auch auf die Tonstärke beziehen, und haben auch sonstige Indizien für den Stärkeakzent entdeckt. Ich wundere mich nur, dass man den Beweis für den expiratorischen Charakter des griechischen Akzents nicht einfach und direkt aus dem Grundgesetz des griechischen (und lateinischen) Akzents entnommen hat. Seitdem für den griechischen Akzent das Dreisilbengesetz besteht, muss er expiratorisch gewesen sein. In der Kausalfolge natürlich umgekehrt auszudrücken: Für das Dreisilbengesetz leuchtet keine andere Entstehungsursache ein als der expiratorische Charakter des Akzents. Der Akzent hat seit irgendwann die Aufgabe bekommen, das Wortende zu beherrschen. Nur aus diesem Grunde ist sein Abstand vom Wortende an gewisse Schranken gebunden, und er wurde unter gewissen Bedingungen zur Wanderschaft innerhalb eines Wortes gezwungen. Cicero hat sich, wohl unter Anleitung seines Freundes Tyrannion, auch mit der Ursache des Dreisilbengesetzes beschäftigt (or. XVIII 58): *Ipsa enim natura, quasi modularetur hominum orationem, in omni verbo posuit acutam vocem esse nec una plus nec a postrema syllaba ultra tertiam.* Man nehme hierzu auch die Gedanken des Scholiasten zu Dion. Thrax (Gramm. Graec. Pars I Vol. III S. 137 oder bei Bekk. An. Gr. 686 Z. 12): $\acute{\alpha}\pi\omicron\rho\acute{\eta}\sigma\epsilon\iota\epsilon\ \delta'\ \acute{\alpha}\nu\ \tau\iota\varsigma\ \delta\acute{\iota}\alpha\ \tau\acute{\iota}\ \mu\grave{\eta}\ \acute{\epsilon}\sigma\tau\iota\ \tau\acute{\alpha}\sigma\iota\varsigma\ \pi\rho\acute{\omicron}\ \tau\rho\acute{\iota}\omega\tilde{\nu}\ \sigma\upsilon\lambda\lambda\alpha\beta\acute{\omega}\tilde{\nu}$. $\Delta\acute{\epsilon}\gamma\omicron\mu\epsilon\tilde{\nu}\ \acute{\omicron}\delta\tilde{\nu}\ \pi\rho\acute{\omega}\tau\omicron\tilde{\nu}\ \mu\acute{\epsilon}\tilde{\nu}$, $\acute{\omicron}\tau\iota\ \acute{\alpha}\delta\acute{\upsilon}\nu\alpha\tau\acute{\omicron}\tilde{\nu}\ \acute{\epsilon}\sigma\tau\iota\ \acute{\epsilon}\kappa\tau\alpha\ \theta\eta\tilde{\nu}\alpha\iota\ \tau\eta\tilde{\nu}\ \phi\omega\tilde{\nu}\eta\tilde{\nu}\ \pi\acute{\epsilon}\rho\alpha\tilde{\nu}\ \tau\omicron\upsilon\ \tau\omicron\iota\omicron\upsilon\tau\omicron\upsilon$

μέτρον ἦτοι πρὸ τριῶν συλλαβῶν. Cicero wie der Scholiast haben beide recht, freilich sind ihre Erklärungen tautologisch nichts-sagend. Denn man fragt sich nun: Warum ist ein Akzent jenseit der drittletzten Silbe unmöglich? Das in der Tat vorhandene Naturgesetz gilt noch heute: ein guter Taktteil kann höchstens zwei nicht gute Taktteile beherrschen. Unsere Musik kennt freilich auch $\frac{4}{4}$, $\frac{5}{4}$, $\frac{6}{8}$, $\frac{12}{8}$; aber mit welcher Begleiterscheinung? Es stellen sich Nebenakzente ein. Der Singularakzent auf Einrichtung kann den viersilbigen Plural Einrichtungen, ebensowenig beherrschen wie der Akzent von *θάλαττα* den Gen. Plur. *θαλαττάων*. Zwischen der griechischen und deutschen Betonung scheint immerhin der Unterschied zu bestehen, dass im Griechischen zugunsten des letzten regierenden Akzents, d. h. des letzten guten Taktteils eines vielsilbigen Wortes die vorausgehenden vernachlässigt worden sind; die Aussprache glitt über sie hinweg. Gelegentlich eines Eisenbahnunfalls las ich kürzlich das technische Wort ‚Zugbeeinflussungseinrichtungen‘. Das Griechische kann noch grössere Wortungetüme bilden; der griechische Grammatiker würde aber bei der Akzentuierung sich auf die Bezeichnung des letzten guten Taktteiles beschränkt haben. Wie es sich bei langen Worten in der lebendigen Sprache verhalten hat, wissen wir nicht. Die bewunderungswürdige Feinheit der allmählich herausgebildeten griechischen Akzentgesetze beruht auf der — wenigstens theoretisch und für die Verspraxis gültigen — Unterscheidung zwischen einzeitigen und zweizeitigen Silben. Hier gilt eben das von der natura vorgeschriebene Grundgesetz: eine betonte mora kann höchstens über zwei unbetonte morae herrschen. Ist eine betonte mora mit einer folgenden unbetonten mora in einer Silbe vereinigt, so ist innerhalb der Silbe die Abschwächung des Starktons (zugleich musikalisch absteigend) zu merken, und der Zirkumflex in seiner ursprünglichen Gestalt (^) das anschauliche Zeichen dieses Vorgangs. Z. B. *μοῦσα* $\mu\acute{\upsilon}sa$; im Genitiv kann von den beiden in *μου* vereinigten morae die erste nicht mehr akzenttragend sein, weil sie infolge der zweizeitigen Genitivendung *-ης* dann über drei unbetonte morae herrschen müsste. Daher wird nun in *μου* die zweite mora akzenttragend, und wenn in einer (von Natur) zweizeitigen Silbe die zweite mora akzenttragend ist ($\mu\acute{\upsilon}s\acute{e}s$), so ist der Akut das Zeichen dieses Zustandes. Ob ausserhalb

der Welt der Grammatiker diese bewunderungswürdige Unterscheidung von Μύσα und Μύσεs zu vernehmen gewesen ist, bleibt ungewiss. Schon zu Aristarchs Zeit gab es Fälle, wo man nicht einig war über Akut und Zirkumflex. Eine unbetonte Pänultima und die Positionslänge sind bei der Ausbildung der Akzentgesetze, offenbar im Anschluss an die lebendige Sprache und im Gegensatz zur Verskonvention, für einzeitig gerechnet worden. Im ganzen beruht jedenfalls die griechische Akzentuation auf dem Naturgesetz, dass ein guter Takteil höchstens über zwei schwache wirklich herrschen kann, womit ihr expiratorischer Charakter bewiesen ist.

Lübeck.

R. Zimmermann.